



Leseprobe

Henry David Thoreau
**Walden oder Leben in
den Wäldern**

Bestellen Sie mit einem Klick für 6,95 €



Seiten: 304

Erscheinungstermin: 27. Februar 2009

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Henry David Thoreau
Walden

Henry David Thoreau

Walden

oder

Leben in den Wäldern

Aus dem amerikanischen Englisch
von Anneliese Dangel

Anaconda

Titel der amerikanischen Originalausgabe: *Walden, or Life in the Woods* (Boston 1854). Die vorliegende Übersetzung erschien erstmals 1949 mit einer Einleitung von Walther Fischer als Band 67 der Sammlung Dieterich, Leipzig; Sammlung Dieterich ist eine Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Lizenz Ausgabe mit freundlicher Genehmigung

© dieser Ausgabe 2009, 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 1949, 2008

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Thomas Cole (1801–1848), »Home in the Woods« (1847), Reynolda House Museum of American Art, Winston-Salem / bridgemanart.com (unten). – William James Linton (1812–1898), »Broad Prickly-toothed Buckler Fern« (1857), Victoria & Albert Museum, London / bridgemanart.com (oben)

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86647-377-5

www.anacondaverlag.de

Inhalt

I. Genügsamkeit	7
II. Art und Zweck meines Lebens	77
III. Lesen	98
IV. Laute	110
V. Einsamkeit	126
VI. Gäste	137
VII. Das Bohnenfeld	154
VIII. Das Dorf	160
IX. Die Seen	167
X. Baker Farm	183
XI. Höhere Gesetze	189
XII. Nachbar Tier	196
XIII. Der Kamin	208
XIV. Frühere Bewohner und winterliche Gäste	220
XV. Tiere im Winter	225
XVI. Der See im Winter	232
XVII. Frühling	242
Schluß	258
Aus den Essays	275
Aus »Bürgerlicher Ungehorsam«	276
Aus »Leben ohne Grundsatz«	282
Erläuterungen	291
Nachwort von Dr. Anneliese Dangel	304

Kapitel I

Genügsamkeit

Als ich die folgenden Seiten schrieb, oder jedenfalls den größeren Teil, lebte ich einsam in den Wäldern, eine Meile von jedem Nachbarn entfernt. Ich wohnte in einem Hause, das ich mir selbst am Ufer des Waldensees in Concord, Massachusetts, gebaut hatte, und erhielt mich nur von meiner Hände Arbeit. Augenblicklich bin ich wieder in der zivilisierten Welt zu Gast.

Ich würde meinem Leser meine eignen Angelegenheiten nicht vortragen, hätten nicht viele Bürger meiner Stadt über meine Lebensart sehr eingehende Erkundigungen eingezogen, Erkundigungen, die manche aufdringlich nennen werden. Mir selbst kommen sie freilich nicht aufdringlich vor, sondern den Umständen entsprechend natürlich und dringlich. Einige fragten, was ich denn äße; ob ich mich nicht einsam fühlte; ob ich nicht Angst hätte, und ähnliches mehr. Andere wollten gern wissen, welchen Teil meines Einkommens ich auf wohltätige Zwecke verwendete. Wieder andere, die eine zahlreiche Familie haben, fragten, wie viele arme Kinder ich unterstützte. Ich möchte deshalb diejenigen meiner Leser um Verzeihung bitten, die kein besonderes Interesse an mir haben, wenn ich es in diesem Buch unternehme, einige dieser Fragen zu beantworten. In den meisten Büchern wird das Ich oder die erste Person vermieden; in diesem Buche geschieht das nicht. Das ist der Hauptunterschied vom Egoismus her gesehen. Gewöhnlich halten wir uns nicht vor Augen, daß es ja schließlich immer die erste Person ist, die spricht. Ich würde niemals so viel von mir selbst reden, gäbe es irgendeinen Menschen,

der mir ebenso gut bekannt wäre. Die Begrenztheit meiner Erfahrung beschränkt mich unglücklicherweise auf dieses Thema. Außerdem verlange ich persönlich von jedem Schriftsteller am Anfang oder am Ende seines Werkes einen einfachen und aufrichtigen Abriss über sein eigenes Leben und nicht nur darüber, was er von anderer Menschen Leben gehört hat. Einen Bericht, wie er ihn seinen Verwandten aus einem fernen Land schicken würde; denn wenn er aufrecht gelebt hat, muß es in einem Land fern von hier gewesen sein. Vielleicht wenden sich diese Seiten ganz besonders an mittellose Studenten. Die übrigen meiner Leser werden das annehmen, was sie anspricht. Ich baue darauf, daß ein jeder sich nach der Decke streckt; denn das kann ihm nur nützen.

Wahrscheinlich würde ich überhaupt nichts sagen, wenn es die Chinesen oder die Bewohner der Sandwich-Inseln angehe und nicht euch, die ihr diese Seiten lest und angeblich in Neuengland lebt. Eure Lage betrifft es, vor allem eure äußere, eure Lebensbedingungen in der Welt, in dieser Stadt. Wie sie sind, und ob es nötig ist, daß sie so schlecht sind, oder ob sie vielleicht verbessert werden könnten. Ich bin viel herumgekommen in Concord; und überall, in den Läden, in den Büros und auf den Feldern schienen mir die Einwohner auf tausend verschiedene Arten Buße zu tun. Was ich von Brahmanen gehört habe, die zwischen vier Feuern sitzen und in die Sonne starren oder kopfunter über den Flammen hängen oder ... lebenslänglich in Ketten an einen Baum geschmiedet sind ... – diese Formen bewußter Buße sind kaum unglaublicher und erstaunlicher als die Vorgänge, die ich täglich erlebe. Die zwölf Arbeiten des Herkules waren ein Kinderspiel im Vergleich zu dem, was meine Nachbarn sich vorgenom-

men haben, denn es waren nur zwölf, und sie kamen zu einem Ende; aber niemals konnte ich sehen, daß diese Leute hier ein Ungeheuer erschlugen oder gefangennahmen, noch daß sie eine Arbeit zu Ende brachten. Sie haben keinen Iolaos, der den Hals der Hydra mit einem glühenden Schwert absengte, und deshalb wachsen, sobald ein Haupt abgeschlagen ist, zwei neue.

Ich sehe junge Leute, Bürger meiner Stadt, deren Unglück es ist, Güter, Häuser, Scheunen, Vieh und Ackergeräte geerbt zu haben. All das ist leichter erworben, als daß man es wieder los wird. Sie wären besser auf offener Heide geboren und von einer Wölfin gesäugt worden, damit sie wacheren Blickes sehen könnten, auf welchem Feld sie zu arbeiten berufen sind. Wer machte sie zu Sklaven des Bodens? Warum sollen sie von ihren sechzig Morgen leben, wenn der Mensch verdammt ist, sich von Staub zu nähren? Warum beginnen sie ihr Grab zu graben, kaum daß sie geboren sind? Sie sollen ein menschenwürdiges Leben führen und müssen doch alle diese Güter vor sich herschieben und damit vorankommen, so gut sie können. Mancher armen unsterblichen Seele bin ich begegnet, wie sie, fast erdrückt und erstickt von ihrer Bürde, die Straße des Lebens dahinkroch und als nie gereinigten Augias-Stall eine große Scheune vor sich herschob und hundert Morgen Land, Acker, Weide und Wald. Die Besitzlosen, die nicht mit derlei unnötigen ererbten Lasten kämpfen, finden es schon schwer genug, ein bißchen Fleisch zu beherrschen und zu veredeln.

Aber die Leute arbeiten unter falschen Voraussetzungen. Der edlere Teil des Menschen ist bald als Düngung in den Boden eingepflügt. Getrieben von einem scheinbaren Schicksal, meist Notwendigkeit genannt, sind die Men-

schen beschäftigt, Schätze anzuhäufen, die von Motten und Rost gefressen werden, und Diebe brechen ein und stehlen sie, wie es in einem alten Buche heißt*. Es ist ein Narrenleben. Das sehen sie ein, wenn sie an sein Ende gekommen sind, oder auch früher ...

Sogar in diesem verhältnismäßig freien Lande sind die meisten Menschen aus reiner Unwissenheit und Verblendung so sehr von den äußeren Sorgen und überflüssigen, groben Arbeiten des Lebens in Anspruch genommen, daß sie seine edleren Früchte nicht pflücken können. Ihre Finger sind von übermäßiger Plackerei zu steif geworden und zittern zu sehr. Der arbeitende Mensch hat tatsächlich nicht einen Tag lang die Muße, ganz er selbst zu sein. Er kann es sich nicht leisten, die natürlichsten Verbindungen mit den Menschen aufrechtzuerhalten; denn seine Arbeit würde dadurch an Marktwert verlieren. Er hat nur Zeit, Maschine zu sein. Wie kann der sich über seine Unwissenheit klarwerden – und das erforderte seine Weiterentwicklung –, der seine Kenntnisse so oft braucht? Wir sollten ihn ab und zu kostenlos nähren und kleiden und ihn mit unserer Herzlichkeit erfrischen, bevor wir ihn richten. Die höchsten Werte unseres Wesens können wie der Flaum der Früchte nur bei zartester Behandlung erhalten bleiben. Und doch behandeln wir weder uns selbst noch sonst jemand so zartfühlend.

Wir wissen, einige von euch sind arm. Euch ist das Leben schwer, und oftmals ringt ihr nach Luft. Ich zweifle nicht, daß manche von euch, die ihr dies Buch lest, nicht imstande sind, alle die Mahlzeiten, die ihr gegessen habt, und eure schabigen, abgetragenen Mäntel und Schuhe zu

* Vgl. Matthäus VI, 19 (auch Lukas XII, 33).

bezahlen. Über diesen Seiten verbringt ihr geborgte und gestohlene Zeit, die ihr eurem Gläubiger entwendet. Es ist allgemein bekannt, welch unwürdiges, kriechendes Leben viele von euch führen, ich weiß das aus langer Erfahrung. Immer eingeengt, versucht ihr euer Glück zu machen und aus den Schulden herauszukommen. Das ist ein sehr alter Engpaß. Die Römer nannten ihn *aes alienum*, »des anderen Heller«, weil einige ihrer Münzen aus Bronze geprägt waren. Ihr lebt und sterbt so und werdet mit des anderen Heller begraben. Immer versprecht ihr zu zahlen, morgen zu zahlen, und heute sterbt ihr in Schulden. Gunst versucht ihr zu erschmeicheln, auf irgendeine Art Kunden zu bekommen; nur vor einem Vergehen, auf das Gefängnis steht, hütet ihr euch. Ihr lügt, schmeichelt, beteuert und zwingt euch in eine Nußschale mit eurer Höflichkeit oder geht auf in eine Luft dünner, schemenhafter Großmut. Und alles nur, um euren Nachbarn dazu zu bewegen, daß ihr seine Schuhe, seinen Hut, seinen Mantel oder seinen Wagen machen und seine Waren für ihn einführen dürft. Ihr macht euch krank, um etwas Geld zurückzulegen für Krankheitstage. Ihr schließt es weg in eine alte Truhe oder steckt es in einem Strumpf hinter die Tafelung oder noch sicherer in das steinerne Bankhaus. Es ist ganz gleich, wohin und ob es wenig oder viel Geld ist.

Ich bin oft erstaunt, daß wir überhaupt wagen, die ungeheuerliche, aber uns fernliegende Negersklaverei zu beachten. Gibt es doch so viele kluge und gewitzte Herren, die den Norden wie den Süden versklaven. Ein Sklavenaufseher im Süden ist schwer zu ertragen; im Norden einen zu haben, ist schlimmer; aber am übelsten ist es, sein eigener Sklavenhalter zu sein. Wer kann da noch von der Gottähnlichkeit des Menschen sprechen? ... Seht nur, wie er

kriecht und sich windet. Den ganzen Tag lebt er in unbestimmter Furcht. Er ist nicht unsterblich und göttlich, sondern nur Sklave und Gefangener des Bildes, das er sich von sich selbst macht und zu dem seine Taten die Züge liefern. Die öffentliche Meinung ist ein schwacher Tyrann, verglichen mit unseren persönlichen Wertungen. Was der Mensch von sich selbst denkt, das lenkt, ja bestimmt sein Schicksal. – Welcher Wilberforce bringt es fertig, selbst in den westindischen Gebieten der Phantasie und Einbildung Selbstbefreiung durchzusetzen? Man denke auch an die Frauen des Landes, die bis zum letzten Lebenstage Sofakissen sticken, nur um nicht allzu lebhaftes Interesse an ihrem Schicksal zu verraten. Als ob man die Zeit totschiagen könnte, ohne die Ewigkeit zu verletzen!

Die meisten Menschen leben in stiller Verzweiflung. Was man Resignation nennt, ist chronische Verzweiflung. Aus der verzweifelten Stadt zieht man aufs verzweifelte Land und tröstet sich dort mit der Unerschrockenheit der Sumpfpottern und Bisamratten. Gleichförmige, aber unbewußte Verzweiflung verbirgt sich auch hinter den sogenannten Spielen und Vergnügungen der Menschheit. Sie haben nichts von Vergnügen an sich; denn das kommt erst nach der Arbeit. Es ist jedoch ein Merkmal der Klugheit, nichts Verzweifeltes zu tun. Wenn wir bedenken, was nach den Worten des Katechismus des Menschen Hauptbestimmung ist, welches seine wahren Lebensbedürfnisse sind, dann scheinen die Menschen freiwillig die allgemein übliche Lebensweise gewählt zu haben, weil sie sie jeder anderen vorzogen. Aber sie sind ernsthaft überzeugt, es gäbe gar keine Wahl. Nur wache und gesunde Naturen erinnern sich, daß die Sonne klar aufging. Es ist jedoch niemals zu spät, seine Vorurteile aufzugeben. Man kann keiner Den-

kungsart, keinem Tun blind vertrauen, mögen sie noch so altehrwürdig sein. Was heute jeder als wahr nachplappert oder hinnimmt, kann sich morgen als falsch erweisen, als bloßer Dunst einer Meinung, den viele für eine Wolke hielten, die ihren Feldern fruchtbaren Regen spenden würde. Wenn alte Leute sagen, irgend etwas sei unmöglich – versucht es erst, und ihr werdet sehen, daß es doch möglich ist. Den Alten geziemen alte Werke, den Jungen aber neue. Unsere Ahnen waren nicht einmal klug genug, Brennholz zu sammeln, damit das Feuer nicht verlöschte. Heute stecken die Menschen etwas trockenes Holz unter einen Kessel und wirbeln mit der Geschwindigkeit von Vögeln um den Erdball, daß den Alten sozusagen Hören und Sehen vergeht. Das Alter ist nicht besser, ja kaum so gut zum Lehrmeister geeignet wie die Jugend; denn es hat mehr verloren, als es gewann. Man kann zweifeln, ob selbst der Weiseste jemals viel absolut Wertvolles aus dem praktischen Leben gelernt hat. Die Alten können den Jungen keinen besonders wertvollen Rat geben; denn ihre eigene Erfahrung ist unvollständig, und ihr Leben war ein kläglicher Mißerfolg – aus persönlichen Gründen, wie sie annehmen müssen. Es mag sein, daß einige noch einen Glauben bewahren, der diese Erfahrung Lügen straft. Sie fühlen sich nur weniger jung als früher. Ich habe einige dreißig Jahre auf diesem Planeten gelebt, und noch immer steht auch nur eine Silbe wertvollen oder gar ernsthaften Rates von älteren Menschen aus. Sie haben mir nichts Nützliches gesagt, vermutlich können sie es auch gar nicht. Dieses Leben ist eben ein Versuch, den ich weitgehend noch vor mir habe. Daß sie ihn schon machten, nützt mir nichts. Habe ich irgendeine wertvolle Erfahrung gemacht – ich bin gewiß, daß mir meine Lehrer nichts davon gesagt haben ... Man-

che Menschen meinen freilich, ihre Vorfahren hätten das ganze Feld menschlichen Erlebens schon beackert, Täler wie Höhen, und alles Wichtige bedacht ... Lebensüberdruß und Langeweile, die glauben machen, man habe die Mannigfaltigkeit und die Freuden des Lebens ausgekostet, sind ganz sicher so alt wie Adam. Die Fähigkeiten des Menschen hat man jedoch niemals gemessen, noch auch können wir aus der Vergangenheit erkennen, wozu der Mensch einmal imstande sein wird. So wenig hat man auf diesem Gebiet versucht! Was auch bisher dein Fehler gewesen sein mag, laß dich's nicht bekümmern, mein Kind, denn wer soll dir nachweisen, was du ungetan liebest?

Wir könnten unser Leben durch tausend einfache Proben erforschen. So erleuchtet z. B. dieselbe Sonne, die meine Bohnen reifen läßt, gleichzeitig ein System von Planeten, die dem unseren gleichen. Mancher Fehler wäre vermieden worden, hätte ich das bedacht. So erleuchtet war ich nicht, als ich die Bohnen hackte. Welch wunderbare Figuren bilden die Sterne! Wieviel entfernte und verschiedenartige Wesen in den zahllosen Bereichen des Universums sinnen im gleichen Augenblick über die gleichen Fragen nach! Natur und Menschenleben sind so mannigfaltig, wie wir verschieden veranlagt sind. Wer vermag zu sagen, wie sich das Leben für einen anderen Menschen anseht? Könnte ein größeres Wunder geschehn, als daß wir für kurze Zeit durch die Augen eines andern zu sehn vermöchten? Wir würden in einer Stunde alle Weltalter durchleben, ja, alle Welten der Zeit. Geschichte, Dichtung, Sage – ich kenne nichts Schriftliches über die Erfahrungen eines anderen Menschen, das ähnlich aufschlußreich wäre.

Den größten Teil dessen, was meine Nachbarn gutheißen, halte ich insgeheim für schlecht. Und wenn ich irgend

etwas bereue, so höchstwahrscheinlich mein anständiges Betragen. Welcher Dämon trieb mich, daß ich mich so wohlhüßlich benahm? Du magst mir die größte Weisheit sagen, du Alter, der du siebzig Jahre nicht ohne eine gewisse Würde gelebt hast. Ich höre eine unwiderstehliche Stimme, die mich von all dem wegführt. Eine Generation verläßt die Unternehmungen der andern wie ein gestrandetes Schiff.

Ich glaube, wir könnten ruhig viel mehr Vertrauen haben. Wir könnten gut ebensoviel Sorgfalt auf uns selbst verwenden, als wir aufrichtig anderen zuwenden. Die Natur paßt sich unserer Schwäche ebenso an wie unserer Kraft. Die unentwegte Furcht und Anspannung mancher Menschen ist eine fast unheilbare Krankheit. Wir übertreiben die Bedeutung jeglichen Tuns. Wieviel geschieht nicht ohne unser Zutun! Oder was würde, wenn wir erkrankten? Wie wachsam wir sind! Den ganzen Tag sind wir auf der Hut und entschlossen, nicht vertrauensvoll zu leben, wenn wir es vermeiden können. Abends sagen wir widerwillig unsere Gebete und überlassen uns der Ungewißheit. So stark ist unser Lebensdrang, daß wir unser Leben vergöttern und die Möglichkeit, es zu ändern, leugnen. Dies ist der einzig mögliche Weg, sagen wir. Doch es gibt so viele Wege als man Radien von einem Mittelpunkt aus ziehen kann. Jede Veränderung ist ein Wunder für den, der sie sieht. Jeden Augenblick geschehen Wunder. Konfuzius sagte: »Die wahre Weisheit ist, zu wissen, was wir wissen, und zu wissen, was wir nicht wissen.« Wenn ein Mensch ein Ergebnis seiner Phantasie auf ein Ergebnis seines Verstandes zurückgeführt hat, werden nach meiner Voraussicht alle Menschen ihr Leben auf dieser Grundlage aufbauen.

Laßt uns einen Augenblick überlegen, was es mit all der Mühe und Angst auf sich hat, von der ich sprach, und wie weit es nötig ist, daß wir uns mühen oder doch sorgen. Es wäre gut, ein anspruchsloses Grenzerleben zu führen, wenn auch inmitten äußerlicher Zivilisation. Und wäre es nur, um die wirklichen Lebensbedürfnisse erkennen zu lernen und zu sehen, auf welche Weise man zu ihnen gekommen ist. Man müßte vielleicht aus den alten Büchern der Kaufleute erforschen, was am häufigsten in den Läden gekauft wurde, was man auf Lager hielt, welches also die materiellsten Materialwaren sind. Denn die Fortschritte der Jahrhunderte haben nur geringen Einfluß auf die Grundgesetze des menschlichen Lebens gehabt. Wahrscheinlich unterscheidet sich auch unser Knochenbau nicht von dem unserer Vorfahren.

Unter Lebensbedürfnissen verstehe ich alles, was der Mensch durch eigene Arbeit erwirbt, was von jeher wichtig war oder durch lange Gewohnheit wichtig geworden ist für das menschliche Leben, so daß nur wenige aus Wildheit, Armut oder Weisheit unter Umständen ohne diese Dinge auszukommen versuchen. So betrachtet, gibt es für viele Lebewesen nur ein einziges Lebensbedürfnis: Nahrung. Für den Bisam der Prärie sind das ein paar Zoll schmackhaften Grases und Wasser, es sei denn, er sucht den Schutz des Waldes oder den Schatten der Berge. Kein Tier verlangt mehr als Nahrung und Schutz. Die Lebensbedürfnisse der Menschen in diesen Breiten können gut verteilt werden unter die Überschriften: Nahrung, Obdach, Kleidung und Heizung. Denn bevor wir uns diese Dinge nicht gesichert haben, können wir an die wahren Probleme des Lebens nicht frei und mit einiger Aussicht auf Erfolg herangehen. Der Mensch hat nicht nur das Haus erfunden,

sondern auch Kleidung und gekochte Nahrung. Aus der zufälligen Entdeckung der Wärme des Feuers und ihrer Ausnützung – anfangs als Luxus – erwuchs vermutlich das heutige Bedürfnis, am Feuer zu sitzen. Wir sehen, daß es auch Hunden und Katzen zur zweiten Natur wird. Durch ordentlichen Schutz und warme Kleidung erhalten wir ordnungsgemäß unsere eigene Körperwärme. Haben wir aber eines dieser Dinge im Überfluß, übersteigt also die äußere Temperatur die innere, kann man dann nicht vom Anfang des Kochens sprechen? ...

Nach meiner Erfahrung kommen hierzulande gleich nach diesen Lebensnotwendigkeiten ein paar Werkzeuge: Messer, Axt, Spaten, Schiebkarren usw., dazu für das Arbeitszimmer Lampe, Schreibzeug und ein paar verfügbare Bücher. All das bekommt man für eine Kleinigkeit. Aber manche Leute – nicht die Klugen – gehen auf die andere Seite des Erdballs in wilde, ungesunde Länder und widmen sich zehn oder zwanzig Jahre dem Handel, um leben zu können, d. h. um sich gemütlich warm zu halten. Die übermäßig Reichen werden nicht nur behaglich warm gehalten, sondern unnatürlich heiß. Wie ich schon sagte: sie werden gekocht, natürlich *à la mode*.

Fast jeder Luxus und viele der sogenannten Annehmlichkeiten des Lebens sind nicht nur entbehrlich, sondern hindern tatsächlich den Aufstieg der Menschheit. Gemessen an Luxus und Bequemlichkeit lebten die Weisen immer einfacher und ärmlicher als die Armen. Den alten Philosophen in China, Indien, Persien und Griechenland kam niemand an äußerer Armut und innerem Reichtum gleich. Es ist erstaunlich, daß wir überhaupt so viel von ihnen wissen. Dasselbe gilt von den neueren Reformatoren und Menschheitswohltätern. Niemand kann unparteiisch und weise das

menschliche Leben betrachten, der nicht die günstige Voraussetzung hat, die wir freiwillige Armut nennen müssen. Ein üppiges Leben bringt Früchte der Üppigkeit, sei es in Ackerbau, Wirtschaft, Literatur oder Kunst. Es gibt heute Lehrer der Philosophie, aber keine Philosophen. Aber heute kann man bewundernswert lehren, wie bewundernswert einmal gelebt wurde. Ein Philosoph sein, heißt nicht nur, scharfsinnige Gedanken haben oder eine Schule gründen, sondern heißt, die Weisheit so sehr lieben, daß man nach ihrer Richtschnur ein einfaches, unabhängiges, großmütiges und vertrauenswürdiges Leben führen kann. Es handelt sich nicht darum, einige Lebensprobleme theoretisch zu lösen, sondern praktisch. Der Erfolg großer Denker und Gelehrter ist meist ein Höflingererfolg, weder königlich noch menschlich. Sie versuchen, in den Traditionen ihrer Väter zu leben, und sind keineswegs Ahnherren eines größeren Menschengeschlechts.

Aber warum degenerieren die Menschen überhaupt? Warum sterben Geschlechter aus? Welcher Art ist der Luxus, der Völker entnervt und zerstreut? Wir wissen ja gar nicht, ob er nicht auch in unserem Leben enthalten ist. Der Philosoph ist auch in der äußeren Lebensform seinem Zeitalter voraus. Er ist anders genährt, anders gekleidet und wohnt anders als seine Zeitgenossen. Wie kann ein Mensch Philosoph sein, der nicht seine Lebenswärme besser erhält als andere Menschen? Was braucht denn der Mensch noch, der auf die verschiedenen Arten erwärmt wird, die ich beschrieben habe? Ganz gewiß nicht noch mehr Hitze derselben Art, also üppigere Nahrung, größere und prächtigere Häuser, reichere und reichlichere Kleidung, unablässig brennende und wärmende Teuer in größerer Zahl u. ä. Wenn er alles hat, was zum Leben notwendig ist, gibt es

eine andere Möglichkeit, als nach Überfluß zu streben. Erst dann kann man versuchen, wirklich zu leben, wenn man von niedriger Plackerei befreit ist. Der Boden, so scheint es, ist für das Saatkorn bestimmt; denn es schickt seine Wurzeln hinab und kann nun mit gleichem Vertrauen seinen Schößling nach oben treiben. Wozu sonst hat sich der Mensch so fest an den Boden gebunden, als um sich nun ebenso zum Himmel darüber zu erheben? Denn die edleren Pflanzen bewertet man schließlich nach der Frucht, die sie über der Erde in Luft und Licht tragen ...

Ich beabsichtige nicht, Regeln für große, starke Naturen zu geben. Sie kommen mit ihren Angelegenheiten in Himmel oder Hölle zurecht. Vielleicht bauen sie prächtiger und verausgaben sich verschwenderischer, ohne je arm zu werden, weil sie nicht wissen, wie sie leben – wenn es überhaupt solche Menschen gibt, wie man sie träumt. Noch auch denke ich an diejenigen, die gerade von den augenblicklichen Zuständen ermutigt und angeregt werden und sie mit der Zärtlichkeit und Begeisterung Liebender pflegen. Zu ihnen rechne ich mich selbst bis zu einem gewissen Grade. Ich spreche nicht zu denen, die gut beschäftigt sind, unter welchen Bedingungen auch immer, und die wissen, ob sie gut beschäftigt sind oder nicht. Sondern ich wende mich an die breite Masse der Menschen, die unbefriedigt sind und die Härte der Zeiten oder ihres Loses müßig beklagen, obgleich sie beides verbessern könnten. Es gibt da manche, die sich nachdrücklich beschweren und untröstlich sind; denn sie tun ihre Pflicht, wie sie sagen. Ich denke auch an die scheinbar reiche, in Wirklichkeit jedoch ärmste Gruppe derer, die Scherben gesammelt haben und sie nicht zu gebrauchen noch loszuwerden wissen und sich so ihre eigenen Fesseln aus Gold oder Silber geschmiedet

haben. Wollte ich schildern, wie ich mir in vergangenen Jahren mein Leben gewünscht habe, so würden wahrscheinlich diejenigen meiner Leser überrascht sein, die seinen tatsächlichen Verlauf kennen. Bestimmt wären alle die erstaunt, die nichts davon wissen. Ich will nur einiges von dem herausgreifen, was ich unternahm.

Bei jedem Wetter, zu jeder Tages- und Nachtstunde habe ich mich bemüht, die Zeit zu nützen und auf meinen Stock einzukerben. Ich wollte die Begegnung zweier Ewigkeiten, Vergangenheit und Zukunft, miterleben; denn gerade das ist die Gegenwart. Auf dieser Linie wollte ich mich halten. Man wird mir einige Unklarheiten nachsehen, denn mein Handwerk ist geheimnisvoller als das der meisten anderen Menschen. Allerdings bewahre ich diese Geheimnisse nicht freiwillig, sondern sie gehören unlöslich zur Natur der Sache selbst. Nur zu gern würde ich alles darüber sagen, was ich weiß, und niemals an mein Tor schreiben: Kein Zutritt.

Vor langer Zeit verlor ich einen Hund, ein braunes Roß und eine Turteltaube und bin noch immer auf ihrer Fährte*. Groß ist die Zahl der Wanderer, die ich ihretwegen angesprochen, denen ich die Spuren beschrieben und die Namen genannt habe, auf die die Tiere hören. Einen oder zwei traf ich, die den Hund gehört hatten und den Hufschlag des Pferdes, ja sogar die Taube hinter einer Wolke verschwinden sahen. Und diese beiden waren so besorgt, sie wiederzufinden, als hätten sie selbst die Tiere

* Diese dunkle Stelle wurde bisher meist als allegorische autobiographische Anspielung auf eine vergebliche Liebeswerbung Thoreaus aufgefaßt. Nach neuester Forschung aber wird hier – mit orientalischer Tiersymbolik – die Suche nach einem geistigen Ideal angedeutet.

verloren. Nicht nur dem Sonnenaufgang oder der Dämmerung muß man möglichst voraus sein, sondern der Natur selbst. An manch einem Morgen bin ich meiner Beschäftigung nachgegangen, ehe sich noch ein Nachbar regte. Ganz sicher haben mich viele meiner Mitbürger auf dem Rückweg von meiner Tätigkeit getroffen, Bauern, die im Zwielicht nach Boston aufbrachen, oder Holzfäller auf dem Wege zur Arbeit. Gewiß, ich half der Sonne nicht wirklich beim Aufgehen, aber zweifellos war es von größter Wichtigkeit, daß ich überhaupt dabei war.

Manchen Herbst- und Wintertag verbrachte ich außerhalb der Stadt und versuchte zu hören, was der Wind sagte, um das Gehörte schnellstens weiterzugeben. Fast meine ganze Kraft wandte ich dafür auf und kam außer Atem, wenn ich dem Wind entgegenlief. Wäre es um eine der politischen Parteien gegangen, verlaßt euch drauf, es hätte unter den neuesten Nachrichten in der Zeitung gestanden. Ein andermal hielt ich von meinem Observatorium auf einer Klippe oder einem Baum Ausschau, um jeden Neankömmling umgehend zu melden. Oder ich wartete am Abend auf den Berggipfeln, daß der Himmel herunterfiele und ich etwas auffangen könnte. Aber ich erwischte niemals viel, und das wenige verschwand wieder gleich Manna im Sonnenlicht.

Lange Zeit war ich Berichterstatter an einem kleinen Blatt mit nicht übermäßig großer Auflage. Der Herausgeber hat es noch nie für passend befunden, meine Beiträge in vollem Umfange abzudrucken, und wie die meisten Autoren hatte ich nur die Arbeit für meine Mühe. In diesem Falle war allerdings meine Mühe ihr eigener Lohn.

Viele Jahre hindurch war ich von eigenen Gnaden Aufseher über Schneestürme und Unwetter und erfüllte meine

Pflicht gewissenhaft. Ich beaufsichtigte nicht die Hauptverkehrsstraßen, wohl aber Waldpfade und Wege querfeldein, die ich zu allen Jahreszeiten offen und gangbar erhielt. Auch Schluchten überbrückte ich, wenn viele Fußspuren bezeugten, daß es ein verdienstliches Werk war.

Ich habe mich um den Wildbestand der Stadt gekümmert, der einem guten Hirten viel Mühe bereitete. Das Wild beachtete die Gehege einfach nicht. Auch die entlegenen Winkel und Ecken der Farmen behielt ich im Auge. Freilich wußte ich nicht immer, auf welchem Felde Hinz oder Kunz arbeitete, das ging mich nichts an. Die roten Heidelbeeren habe ich begossen, die Sandkirschen und den Nesselbaum, Rottanne und Schwarzesche, den weißen Wein und das gelbe Veilchen, die sonst vielleicht in der dünnen Jahreszeit vertrocknet wären.

Kurz, ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich solchermaßen meine Arbeit lange Jahre treulich tat, bis immer offenkundiger wurde, daß mich meine Mitbürger trotz allem nicht in die Reihen der städtischen Beamten aufnehmen oder meinen Posten zu einer Sinekure mit bescheidenen Einkünften erheben wollten. Meine Rechnungen – ich kann schwören, daß ich sorgfältig Buch führte – wurden nie geprüft, bestätigt oder gar bezahlt und geregelt. Aber danach trachtete ich gar nicht ...

Die Menschen sehen nur eine Art zu leben als erfolgreich an und loben sie. Doch warum soll eine Möglichkeit auf Kosten anderer übertrieben bewertet werden?

Als ich nun sah, daß man mir wohl keinen Platz im Rathaus anbieten würde, keine Pfarre oder sonst einen Brot-erwerb, wandte ich mich ausschließlicher denn je den Wäldern zu, wo ich besser bekannt war. Ich beschloß, sogleich ans Werk zu gehen und nicht erst, wie üblich, zu

warten, bis ich ein Vermögen angesammelt hatte. Die bescheidenen Mittel, die mir zur Verfügung standen, wollte ich nehmen. Ich ging an den Waldensee, nicht um dort billig oder teuer zu leben, sondern es galt, ein ganz persönliches Anliegen mit den geringstmöglichen Widerständen auszuführen. Mehr töricht als traurig wäre es gewesen, hätte ich mich durch Mangel an etwas gesundem Menschenverstand, an Unternehmungsgeist und Geschäftssinn daran hindern lassen.

Ich habe mich immer bemüht, feste Geschäftsprinzipien durchzuführen; niemand kommt ohne sie aus. Geht der Handel mit dem Himmlischen Reich, so genügt ein kleines Kontor an einer Küste ... Aber auch dann muß man über alle Einzelheiten im Bilde sein, muß mit der Weltwissenschaft Schritt halten, die Lebensgeschichte aller großen Entdecker, aller Seefahrer und Kaufleute kennen, von Hanno und den Phöniziern bis herab auf unsere Tage ... Es ist eine Arbeit, die universales Wissen erfordert. Hier erweisen sich die Fähigkeiten eines Menschen ...

Ich hielt den Waldensee für einen guten Umschlagplatz, nicht nur der Eisenbahn und des Eishandels wegen, sondern er bietet Vorteile, die zu enthüllen nicht ratsam wäre. Jedenfalls ist er ein guter Hafen und eine sichere Grundlage ...

Da ich mich nun ohne das übliche Kapital in dieses Unternehmen stürzte, ist es nicht einfach zu erraten, woher die Mittel kommen sollten, die man nun einmal zu jedem Vorhaben dieser Art braucht. Um gleich zum praktischen Teil dieser Frage zu kommen:

Bei der Beschaffung der Kleidung leiten uns statt praktischer Gesichtspunkte meist die Liebe zum Neuen und die Rücksicht auf das Urteil der Menschen. Der tätige Mensch

sollte bedenken, daß die Kleidung erstens die natürliche Wärme erhalten und zweitens unter unseren gesellschaftlichen Bedingungen die Blöße bedecken soll. Danach mag man beurteilen, wieviel wichtige und notwendige Arbeit ausgeführt werden kann, ohne daß man den Kleiderschrank erweitert. Könige und Königinnen, die ihre Gewänder nur einmal tragen, kennen die Annehmlichkeit passender Kleider nicht, obgleich die ihren vom Hofschneider oder der Hofschneiderin angefertigt wurden. Sie sind nur hölzerne Gestelle, die man mit prächtigen Kleidern behängt. Unsere Kleider passen sich uns täglich mehr an, bekommen den Stempel ihres Trägers aufgedrückt, bis wir sie schließlich zögernd und langsam ablegen nach allerlei Heilversuchen und Feierlichkeiten, wie wir sie unseren Toten erweisen. Niemand sank je in meiner Achtung, weil sein Anzug geflickt war. Aber ich bin sicher, daß man gemeinhin mehr Sorge darauf verwendet, moderne oder doch wenigstens saubere und ungeflickte Kleider zu haben als einen gesunden Verstand. Und ist selbst der Riß nicht gestopft – das zeugt höchstens von Sorglosigkeit. Manchmal stelle ich meine Bekannten durch Fragen wie die folgende auf die Probe: Wer könnte einen Flicker oder auch nur zwei Nähte auf dem Knie tragen? Die meisten stellen sich an, als wären dann ihre Lebensaussichten vernichtet. Sie humpelten lieber mit einem kranken Bein in die Stadt als in einer geflickten Hose. Wenn sich ein Ehrenmann ein Bein bricht, kann es meist geheilt werden; geschieht dem Hosenbein ein ähnliches Mißgeschick, so gibt es keine Rettung. Denn bedacht wird nicht, was wahrhaft achtbar ist, sondern nur, was geachtet wird. Uns begegnen nur wenige Menschen, aber viele Röcke und Hosen. Bekleidest du eine Vogelscheuche mit deinem

letzten Hemd und stehst selbst ohne Hemd daneben, welcher Vorübergehende würde nicht zuerst die Vogelscheuche grüßen? ... Selbst in unserm demokratischen Neuengland sichert allein der zufällige Reichtum, der sich in Kleidung und Einrichtung zeigt, dem Besitzer allgemeine Achtung. Aber die vielen, die diesen Respekt zollen, sind einfach Heiden, man sollte ihnen einen Missionar schicken. Übrigens führten die Kleider das Nähen ein, eine Beschäftigung, die man endlos nennen kann. Ein Frauenkleid wird jedenfalls niemals fertig.

Jemand, der endlich eine Arbeit gefunden hat, braucht keinen neuen Anzug, um sie auszuführen; ihm genügt der alte, der seit langem verstaubt in der Bodenkammer liegt. Alte Schuhe leisten einem Helden länger Dienste als seinem Diener – wenn ein Held überhaupt einen Diener hat –, nackte Füße sind älter als Schuhe, und ihm genügen sie. Nur wer zu Abendgesellschaften und Sitzungen geht, braucht neue Kleider; Kleider, die er so oft wechseln kann, als der Mann in ihnen sich wandelt. Aber wenn mein Rock, mein Hut und meine Schuhe gut genug sind, Gott darin zu ehren, dann sind sie ausreichend, nicht wahr ... Ich kann nur sagen: Hütet euch vor allen Unternehmungen, zu denen ihr neue Kleider braucht, nicht aber einen neuen Träger dieser Kleider. Wie können denn die neuen Kleider passen, wenn sie nicht für einen neuen Menschen gemacht sind? Wer eine Arbeit vorhat, der gehe in seinen alten Kleidern daran. Alle Menschen brauchen nicht etwas, womit oder worin sie es tun, sondern müssen etwas tun schlechthin, oder vielleicht besser, etwas sein. Vielleicht sollten wir uns niemals einen neuen Anzug anschaffen, wie zerlumpt und schmutzig der alte auch sei, bis wir uns so aufgeführt, so viel gewagt haben oder in einer Richtung

vorangekommen sind, daß wir uns als neuer Mensch in den alten Kleidern fühlen ...

Wenn ich ein Kleidungsstück von bestimmtem Schnitt bestelle, erklärt mir meine Schneiderin ernsthaft: »Alle tragen das jetzt anders«, ohne das »alle« im mindesten zu betonen, als sei die angeführte Autorität das Schicksal. Es ist für mich schwierig, das gemacht zu bekommen, was ich haben möchte, einfach weil die Schneiderin nicht glauben kann, daß ich so kühn bin, wirklich zu meinen, was ich sage. Ich höre ihren Orakelspruch und verliere mich einen Augenblick in Gedanken. Im stillen betone ich mir jedes Wort einzeln, um den Sinn zu erfassen, um herauszubekommen, welche Blutsbande »alle« und mich verbinden. Welche Autorität haben denn »alle« in einer Angelegenheit, die mich so nahe angeht? Schließlich antworte ich der Schneiderin am liebsten gleich rätselhaft und mit ebensowenig Betonung des »alle«: »Sie haben ganz recht, bis vor kurzem ließen das alle nicht so machen, aber jetzt tun sie es.« Was hätte es für einen Zweck, daß sie mir Maß nimmt, wenn sie nicht meinen Charakter mißt statt meiner Schulterbreite, als sollte mein Anzug über diese Stange gehängt werden? Wir verehren nicht die Grazien oder die Parzen, sondern die Mode. Sie spinnt, webt und trennt mit uneingeschränkter Autorität. Der Oberaffe in Paris setzt eine Reisemütze auf, und alle Affen in Amerika tun das gleiche. Manchmal verzweifle ich, in dieser Welt mit menschlicher Hilfe etwas ganz Einfaches zu bekommen. Die Menschen müßten erst durch eine gewaltige Kelter gehn, die alle Vorurteile aus ihnen herauspreßte, daß sie nicht so bald wieder auf die Beine zu stehen kämen.

Meiner Meinung nach kann man im ganzen die Meinung nicht aufrechterhalten, daß die Kleidung in diesem

oder einem andern Lande zur Höhe einer Kunst aufgestiegen sei. Die Menschen behelfen sich mit dem, was sie bekommen können. Wie schiffbrüchige Seeleute ziehn sie an, was sie am Strand finden, und in zeitlich und räumlich geringer Entfernung lachen sie über die Verkleidung des andern. Jede Generation verspottet die vergangene Mode, folgt der neuen aber gläubig. Wir lächeln, wenn wir die Roben Heinrichs VIII. oder der Königin Elisabeth sehen, als gehörten sie dem König und der Königin der Kannibaleninsel. Jedes Kleid ohne Menschen ist bemitleidenswert oder grotesk. Wenn Harlekin einen Kolik-Anfall hat, wird sein Putz auch zu dieser Stimmung passen müssen. Dem Soldaten, der von einer Kugel getroffen wird, stehen Lumpen so gut wie Purpur.

Der kindische Geschmack, den Männer und Frauen an neuen Mustern haben, läßt viele zitternd und verstohlen nach dem besonderen Muster Ausschau halten, nach dem die Generation von heute fragt. Die Fabrikanten wissen, daß der Geschmack launisch ist. Von zwei Mustern, die sich nur durch zwei Fäden mehr oder weniger in einer bestimmten Farbe unterscheiden, wird das eine umgehend verkauft, das andere bleibt im Regal liegen. Oft geschieht es freilich, daß nach Verlauf einer gewissen Frist dieses letzte das modernste wird. Im Vergleich dazu ist das Tätowieren nicht so verabscheuungswürdig, wie man es hinstellt. Einfach deshalb ist es nicht barbarisch, weil das Muster hier bis auf die Haut geht und unabänderlich ist.

Ich kann nicht glauben, daß unser Fabrikssystem die beste Art und Weise ist, die Menschen mit Kleidern zu versorgen. Die Lage der Betriebe wird der in England immer ähnlicher. Das ist nicht verwunderlich. Soviel ich gehört

und beobachtet habe, ist ihr Ziel nicht, die Menschheit ordentlich und gut zu kleiden, sondern ohne Frage wollen die Betriebe sich bereichern. Auf die Dauer erreichen die Menschen jedoch nur, wonach sie streben. Deshalb sollten sie besser nach einem hohen Ziel streben, und irrten sie gleich von Anbeginn.

Was nun das Obdach anbelangt, so will ich nicht leugnen, daß es jetzt eine Lebensnotwendigkeit ist, obgleich es Beispiele gibt, daß Menschen lange Zeit in kälteren Gebieten ohne diesen Schutz ausgekommen sind ... Aber wahrscheinlich lebten die Menschen nicht lange auf dieser Erde, bis sie die Vorteile eines Hauses entdeckten, die »häuslichen Bequemlichkeiten«. Diese Wendung mag ursprünglich mehr die durch das Haus als die durch die Familie gewährten Annehmlichkeiten bezeichnet haben. Diese müssen jedoch außerordentlich unvollkommen und unbeständig gewesen sein in den Breiten, wo sich die Vorstellung des Hauses für uns in erster Linie mit Winter und Regenzeiten verbindet. Während zwei Dritteln des Jahres dient die Wohnung nur als Schutz gegen Regen. In unserem Klima* war das Haus ursprünglich nur ein Dach für die Nacht ... Der Mensch wurde nicht so starkgliedrig und widerstandsfähig geschaffen, daß er nicht seine Welt hätte einschränken müssen und einen Bezirk ummauern, der ihm entsprach. Ursprünglich lebte der Mensch nackt im Freien. Aber so angenehm das bei heiterem, warmem Wetter und am Tage war, die regnerischen Jahreszeiten und der Winter, von der brennenden Sonne zu schweigen, hätten vielleicht sein Geschlecht in der Knospe vernichtet, hätte der

* Concord liegt etwa auf der Breite von Rom, hat aber viel rauheres Klima.

Mensch sich nicht eilends mit dem Schutz eines Hauses bekleidet ... Er brauchte ein Heim, eine Stätte der Wärme und Gemütlichkeit; der körperlichen aber auch der seelischen Wärme.

Wir können uns eine Zeit in der Kindheit des Menschengeschlechts vorstellen, wo ein unternehmender Sterblicher schutzsuchend in eine Felsenhöhle kroch. Jedes Kind beginnt bis zu einem gewissen Grade die Welt noch einmal von vorn und ist gern im Freien, auch in Nässe und Kälte. Es spielt Haus, wie es Pferd spielt, weil es einen Instinkt dafür hat. Wer erinnert sich nicht der Begierde, mit der er in der Jugend schützende Felsen ansah oder den Ansatz einer Höhle? Das war das natürlichste Verlangen, ein Erbteil unserer primitivsten Vorfahren, das noch in uns lebte. Von der Höhle sind wir fortgeschritten zu Dächern aus den verschiedensten Stoffen. Schließlich wissen wir gar nicht mehr, was in der freien Luft leben heißt. Unser Leben ist in viel umfassenderem Sinn häuslich als wir denken. Das Feld ist vom Herd weit entfernt. Vielleicht wäre es gut, wenn wir unsere Tage und Nächte ohne eine Scheidewand zwischen uns und den Gestirnen verbrächten, wenn der Dichter nicht unter dem schützenden Dach hervorspräche und der Heilige nicht so lange darunter lebte. Vögel singen nicht im Käfig, und Tauben hüten ihre Unschuld nicht in Taubenschlägen.

Immerhin, wenn einer daran geht, sich ein Wohnhaus zu bauen, muß er schon etwas Yankeeschlauheit zeigen, damit er sich nicht statt dessen schließlich in einem Arbeitshaus, einem ausgeweglosen Labyrinth, einem Museum, einem Armenhaus, einem Gefängnis oder einem prächtigen Mausoleum wiederfinde. Man bedenke zuerst, wie geringfügig der Schutz zu sein braucht ...

Früher beschäftigte mich die Frage mehr, wie ich mein Leben ehrenwert fristen und doch Freiheit für meine eigenen Ziele bewahren könnte. Jetzt bin ich leider etwas abgestumpft. Damals sah ich an der Eisenbahn täglich eine große Kiste, etwa drei zu sechs Fuß* im Maß, in der die Arbeiter zur Nacht ihre Werkzeuge einschlossen. Mir kam in den Sinn, daß jeder Mensch in großer Not solch einen Kasten für einen Dollar bekommen könnte. Er brauchte nur ein paar große Löcher hineinzubohren, um wenigstens Luft hineinzulassen, dann könnte er nachts und bei Regen hineingehen, den Deckel zuklappen und so Freiheit haben in seiner Liebe und eine freie Seele. Das wäre noch nicht einmal die schlechteste oder gar verächtlichste Möglichkeit. Man könnte aufbleiben, so lange man wollte, und nach dem Aufstehn herumgehen, ohne daß einem der Wirt oder Hausbesitzer wegen der Miete nachliefe. Mancher wird zu Tode gejagt, er solle die Miete für eine größere, prächtigere Kiste zahlen, und doch wäre er in solch einem Kasten auch nicht erfroren. Ich spaße nicht etwa. Genügsamkeit ist ein Thema, das man leichtfertig abhandeln kann, man wird aber nicht so leicht damit fertig ...

Im primitiven Zustand hat jede Familie einen Unterschlupf, der jeden Vergleich aushält und ausreicht für ihre gröbereren, einfacheren Bedürfnisse. Ich glaube jedoch nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß in der modernen zivilisierten Menschheit kaum die Hälfte der Familien eine eigene Behausung besitzt. Alle Vögel der Luft aber haben ihre Nester, die Füchse ihren Bau und die Eingeborenen ihre Wigwams. In den Städten und Großstädten, wo die Zivilisation vorherrscht, bildet die Zahl derer, die eine

* 1 Fuß = 0,3 m.

Wohnung besitzen, nur einen sehr kleinen Bruchteil der Einwohnerzahl. Die übrigen bezahlen eine jährliche Pacht für dieses äußerlichste aller Kleider, das für Sommer und Winter unentbehrlich geworden ist. Die Mietsumme würde ausreichen, ein ganzes Dorf indianischer Wigwams zu kaufen, statt dessen macht sie den Menschen lebenslanglich arm. Ich will hier nicht etwa auf den Nachteil des Mietens gegenüber dem Besitzen pochen. Aber es ist offenkundig, daß der Wilde seine Wohnung zu eigen hat, weil sie so billig ist. Der zivilisierte Mensch dagegen mietet die seine gewöhnlich, weil er es sich nicht leisten kann, sie zu besitzen ... Ja aber, entgegnet mir jemand, indem er nur die Miete zahlt, sichert sich doch der unermögende Kulturmensch eine Bleibe, die verglichen mit der des Wilden ein Palast ist. Eine jährliche Summe von 25 bis 100 Dollar – das sind hierzulande die Mietsätze – gibt ihm ein Anrecht auf die Wohltat der in Jahrhunderten entwickelten Fortschritte, wie geräumige Zimmer, sauber gemalt oder tapeziert, Kamine, Stuckverzierungen, Jalousien, kupferne Wasserpumpen, automatische Sicherheitsschlösser, einen bequemen Keller und vieles andere.

Wie aber kommt es dann, daß derjenige, der sich dieser Dinge erfreut, gewöhnlich ein armer Kulturmensch ist, der Eingeborene ohne sie dagegen reich wie ein Wilder? Wenn feststeht, daß die Kultur einen wirklichen Fortschritt in den Lebensbedingungen der Menschheit gebracht hat – und ich glaube, das hat sie, wenn auch nur die Weisen ihre Vorteile zu nutzen wissen –, so müßte gezeigt werden, daß sie bessere Wohnungen geschaffen hat, die doch nicht teurer sind. Den Wert eines Gegenstandes macht aus, was ich hier das Leben nennen will, das man dafür eintauscht, sofort oder allmählich. Ein Haus hier in der Gegend kostet durch-

schnittlich vielleicht 800 Dollar. Um diese Summe aufzubringen, muß der Mensch zehn bis fünfzehn Jahre seines Lebens arbeiten, auch wenn er nicht mit einer Familie belastet ist ... Gewöhnlich hat er also mehr als die Hälfte seines Lebens hinter sich, ehe er sich seinen Wigwam verdient hat. Angenommen, er zahlt statt dessen Miete – welches ist dann das geringere Übel? Hätte der Wilde klug daran getan, unter solchen Bedingungen seinen Wigwam gegen einen Palast einzutauschen? ...

Meine Nachbarn, die Bauern von Concord, sind mindestens ebenso gut daran wie andere Stände. Bei näherer Betrachtung finde ich, daß sie meist zwanzig, dreißig oder vierzig Jahre ihres Lebens schwer gearbeitet haben, um ihre Güter tatsächlich zu besitzen. Gewöhnlich haben sie die Farm mit Schulden geerbt oder mit geliehenem Geld gekauft ... Im allgemeinen ist sie noch gar nicht bezahlt ... Der Bauer, der sein Gut durch eigene Arbeit erworben hat, ist eine solche Ausnahme, daß jeder Nachbar mit Fingern auf ihn zeigen kann. Ich bezweifle, daß es drei Leute dieser Art in Concord gibt. Man sagt von den Kaufleuten: die Mehrzahl, bis zu 97 Prozent, scheitert. Für die Bauern gilt das gleiche. Aber bei den Kaufleuten sind die meisten Mißerfolge nicht in erster Linie geldlich bedingt, sagt mir einer von ihnen treffend. Sie scheitern vielmehr, weil sie es lästig finden, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Das heißt also, sie brechen moralisch zusammen. Dadurch wird die Sache nur um so ernster. Überdies steht zu vermuten, daß auch die restlichen drei ihre Seele nicht retten, sondern vielleicht in schlimmerem Sinne bankrott sind als jene, die ehrlich scheitern. Konkurs und Zurückweisung der Verpflichtungen sind die Sprungbretter, von denen ein gut Teil unserer Kultur abspringt und Purzelbäume schlägt.

Der Wilde dagegen steht auf dem starren Brett der Hungersnot. Trotz allem findet aber hier alljährlich die Middlesex-Tierschau mit großem Aufwand statt, als funktionierten alle Teile der landwirtschaftlichen Maschine tadellos.

Der Bauer ist bemüht, das Problem des Lebensunterhalts durch eine Formel zu lösen, die komplizierter ist als das Problem selbst. Um sich seine Schnürsenkel kaufen zu können, spekuliert er in Viehherden. Mit vollendeter Schlaueit hatte er eine Falle mit feiner Feder aufgestellt, um Sorglosigkeit und Unabhängigkeit darin zu fangen; beim Weggehen jedoch trat er mit dem eigenen Fuß hinein. Aus ähnlichen Gründen sind wir alle arm, gemessen an den Lebensannehmlichkeiten eines Wilden, obgleich uns Luxus umgibt. So wie Chapman sagt:

»Um ird'sche Größe gibt der Menschen
heuchlerische Brut
Himmlischen Trost den Winden preis ...«*

Besitzt aber dann der Bauer sein Haus, so ist er darum nicht reicher, sondern ärmer. Für mein Empfinden tadelte Momus das von Minerva erfundene Haus treffend: sie habe es nicht beweglich gemacht, damit man einem bösen Nachbarn ausweichen könne. Das kann man jetzt noch wahr finden. Denn unsere Häuser sind ein so zwingendes Eigentum, daß wir oftmals mehr darin gefangen sind, als daß wir sie bewohnen. Die schlechte Nachbarschaft, die es zu vermeiden gilt, ist unser eigenes hastendes Ich.

Zugegeben, die Mehrzahl der Menschen ist imstande, ein neuzeitliches Haus mit all seinen Bequemlichkeiten zu

* Zitat aus Chapmans Tragödie »Caesar und Pompeius« V, 2.

